

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 293.

Donnerstag, 16. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(10. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

Von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Die betagten Gefangenen schwiegen und schüttelten nur von Zeit zu Zeit in Unbegreifen die ergraute Haupter.

Sehr bald kehrte Hoot zurück. Er hatte nicht das geringste Verdächtige gefunden.

"Nichts?" rief Bob.

Hoot verneinte. Dann wandte er sich an die Alten, die durch Zeichen bedeuteten: "Na, sehen Sie!"

"Eigentlich müßte ich Sie verhaften", blies er sie wütend an.

"Ich habe momentan aber Wichtigeres vor. Diese Hehlerei wird Sie teuer zu stehen kommen! Verlassen Sie sich darauf."

Damit ging er hinaus. Bob blieb nichts weiter übrig, als ihm zu folgen. Er tat es mit der gebotenen Würde und Verachtung, indem er schneidig wiederholte: "Sehr teuer! Verlassen Sie sich darauf!"

Vor der Tür musterten sie noch einmal das Häuschen. Jeder Zweifel war ausgeschlossen. Das Schild mit der Nr. 27 prangte daran groß und leuchtend.

"Was nun?" fragte Brook perplex.

"Das haben Sie davon", höhnte Hoot. "Aber Sie wußten es natürlich besser."

"Wer konnte das ahnen?" verteidigte sich der Bräutigam kleinlaut. "Ich begreife es nicht. Sie haben das ganze doch nur unternommen, die 50 000 Dollar zu bekommen. Jetzt hätten Sie das Geld, wenn diese neue unerklärliche Wendung nicht eingetreten wäre."

"Wer weiß, was diese Teufel noch im Schilde führen", brummte Bill und sprang in das Auto.

Der Chauffeur sah sie neugierig an, wagte aber nicht, um Aufklärung zu bitten.

"Was nun?" fragte Bob wieder.

"Zur Central Police Station", befahl Hoot, "in Centre Street, zwischen Broome und Grand Street."

"Ich weiß", niste der Fahrer und schaltete den Gang ein.

"Vielleicht trauten Sie uns doch nicht recht", bedachte Bob.

Der Polizeimann würdigte ihn keiner Entgegnung. Sie stoben geradewegs nach Süden durch die Zweite Avenue, kamen in das Gedränge des Geschäftsviertels in Chrystie Street, bogen nach Broome Street ein und hielten bald vor der Hauptpolizeistation.

"Ich komme sofort wieder", rief Hoot und eilte in das stattliche neue Gebäude hinein.

Nach geraumer Zeit kam er niedergeschlagen zurück. "Die Sache wird immer mysteriöser", gestand er zärtlicher als je zuvor. "Die Leute wohnen tatsächlich seit 15 Jahren dort. Ihr Leumund ist über jeden Zweifel erhaben. Es ist der große Schauspieler William Booth. Ich bin mit meinem Latein zu Ende."

"Meine arme, unglückliche Braut!" hielt Bob für passend hier einzuflechten. Er bedauerte das Mädchen auch ehrlich.

"Ich sehe keine andere Möglichkeit", schloß Hoot, offenbar sehr sanft geworden durch Rätsel und Missfolg. "als zu Hause abzuwarten, bis die Gegenseite

sich wieder röhrt. Denn schweigen werden sie nun gewiß nicht." Damit kletterte er gebrochen in den Wagen.

"Nach Hause?" fragte der Chauffeur.

"Sein Herr nicht.

Sie sollten nicht ohne neue Sensation das Heim in Riverside Drive erreichen.

IX.

Denn als Bill und Bob unter wehmütligen Betrachtungen über die Angst und Verzweiflung Florence Ronalds und einträchtigen Mutmaßungen über die nächsten Schritte der Erpresserbande Columbus hinabsahen, überholte sie ein schnittiger offener Rolls-Royce, den eine Dame am Steuer führte.

Wer aber war diese Dame?

Die beiden Herren sahen sie nicht. Sie waren zu schmerzlich in ihr trauriges Gespräch verwoben. Doch als die Dame das Brook'sche Auto überholt hatte, wandte sie sich um, tutete ohrenzerreißend und rief mit lauter heller Stimme:

"Hallo! Machen Sie auch eine kleine Spazierfahrt?"

Bob Brook schnellte auf. Die Stimme ging ihm ins Blut. Wie Silberglocken klingelte sie. Das Herz stand ihm sekundenlang still. Vor — es muß gesagt werden — vor Freude und Entzücken.

Doch wieder blieb ihm — zugunsten seiner Selbstachtung — keine Zeit, über Abgründe in des Menschen Brust zu philosophieren. Denn Hoot war elektrisiert aufgesprungen, hatte im Nu die Weichheit der Entmutigung von sich geschleudert und ward augenblicklich wieder ganz Polizeibeamter, der dem Verbrecher auf den Spur ist.

"Dem blauen Auto nach!" brüllte er dem Chauffeur zu.

Nun begann eine rabiate verwiegene Jagd. Die Partie stand nicht gleich. Das Mädchen hatte den kräftigeren Wagen. Auch war er leichter, da sie allein fuhr. Doch sie war frisch wie immer. Sie nutzte ihre PS. nicht aus. Sie stoppte von Zeit zu Zeit ab, ließ die Verfolger dicht herankommen, warf ihnen witzige Redensarten ins Gesicht und slog wieder davon.

Die Fertigkeit, mit der das Mädel die Maschine beherrschte, die Bravour, mit der es die Kurven nahm, war, als Sportleistung betrachtet, der rühmlichsten Anerkennung wert.

Ihre Tapferkeit benahm Bob den Atem.

Die Gegend war für eine Schnelligkeitskonkurrenz wie geschaffen. Die vornehme Wohngegend hier im Norden der Stadt war um diese frühe Zeit fast verödet. Die wenigen Passanten schnaubten Entrüstung, die noch selteneren Polizisten zückten die Bücher und Stoppuhren und notierten die Autonummern.

Aber die Jagd raste dahin. Durch Manhattan und St. Nikolas Avenue schnurrten sie mit 120 Kilometer Geschwindigkeit dahin, hinaus aus New York City. Jetzt laussten sie nach Norden über West Farms, Belmont, Bronx Park, Wakefield nach Mt. Vernon. Und weiter ins flache Land hinein.

Brooks Schnelligkeitsmesser stand auf 140 Kilometer. Mehr gab der Motor nicht her. Und doch behielt Elinor noch immer Zeit, sie zu stoppen und zu höhnen.

Der Luftzug heulte ihnen um die Ohren. Der Sand spritzte unter den singenden Reifen. Die Landstraße flügte unter ihnen zurück. Mit steinerner Gelassenheit saß das junge Ding am Steuer.

Den Chauffeur packte die Wut und Rennbegeisterung. Er hetzte das Letzte aus der Maschine heraus. Es ging um seine Fahrerehre. Und doch gewann Elinor bei jeder Kurve Boden. Fast rechtwinklig rückte sie ihren Wagen herum. Sie fuhr wie der leibhaftige Satan.

Bei diesem Dachinsturmen blieb kein Odem für Worte. Die Männer konnten ihrem Staunen nicht Ausdruck verleihen. Doch sie wären nicht Amerikaner gewesen, wenn das sportliche Interesse bei ihnen nicht jedes andere Empfinden erstatt hätte. Und als das Mädchen ihren Wagen wie einen edlen Renner über einen Baumstamm setzte, der quer über die Hälfte der Straße lag, vergaß sich sogar der Polizeimann so weit, kräftig in die Hände zu klatschen.

Der Chauffeur umfuhr vorsorglich das Hindernis.

Und dennoch bereitete die Fahrt Bob keinen reinen Genuss. Er bebte um das verwegene Kind dort vor ihm, das ihnen den beizenden Staub in die Augen schleuderte. Das konnte für sie nicht gut abgehen. Das mußte zu einem Unglück führen. Sie fuhr zu leichtsinnig. Nein, leichtsinnig eigentlich nicht, mußte er sich eingestehen. Im Gegenteil, sie fuhr raffiniert besonnen und überlegen. Aber dieses Tempo! Dieses unmögliche Tempo! Wenn ein Reifen platze, war sie verloren. Dann zerplattete ihr Kopf an dem nächsten Chausseebaum. Unrettbar. Dieser Kopf, diese schöne kluge Stirn unter dem schwarzen weichen Haar!

Immer wieder drängte sich ihm der Schrei auf die Lippen: „Geben wir es auf — lassen wir sie — es ist Mord, was wir hier begehen.“

Doch er wagte nicht, dem Schrei Laut und Leben zu geben. Es ging ja um Florence — um seine Braut! Was sollte hoot von ihm denken, wenn er um Gnade für diese arglistige Feindin flehte?

Doch in Todesängsten um diese Feindin schlitterten ihm die Hände und zitterte ihm das Herz.

Und dann kam das Ende.

X.

Dann kam sie zu Fall. Durch ein Kind. Durch ein Kind kam dieses leckte Mädchen zu Fall. Sie stürzte nicht, ihr Rolls-Royce zerherschelte nicht an einem Baum. Nein, ihr Hochmut kam zu Fall.

Ein kleines, etwa dreijähriges, blondhaariges Kind stand auf der Dorfstraße. Als es die heranberuhenden Wagen sah, wußte es in seiner Angst nicht aus noch ein. Es begann furchtsam hin und her zu laufen. Von der Mitte der Straße zur Seite, von der Seite zur Mitte. Wie ein verängstigtes Lämmchen.

Es war ein unmachahnlisches Meisterstück unübertrefflicher Fahrkunst, mit dem Elinor drei Schritte vor dem Kinde das Auto zum Stehen brachte. Damit sprach sie ihr Urteil. Damit ergab sie sich in ihr Geschick. Damit überließ sie sich freiwillig den Verfolgern. Einen Augenblick später standen die Herren vor ihrem Wagen.

„Bedanken Sie sich bei der Kleinen dort“, sagte sie spöttisch. „Die hat mich gefangen, nicht Sie. Mit Ihnen hätte ich noch Stundenlang Greifen gespielt, bis ich Ihnen entronnen wäre.“

Damit stieg sie vom Führersitz, trat zu dem Kinde, dessen Furcht sich in Tränen gelöst hatte, streichelte den strohgelben Lockenkopf und sagte tröstend: „Komm, ich kauf dir was.“

Damit nahm sie das Geschöpschen an der Hand und führte es in einen Laden der Dorfstraße.

Bobby war tief bewegt.

„Ein wunderbares Menschenkind“, sah er und bewunderte ihre biegsame Gestalt, die das Sportidyll, das einen allerersten Schneider verrriet, vorteilhaft zur Geltung brachte. Die rote Ledermütze auf dem schwarzen Haare erhöhte den bizarre Reiz ihrer brünetten, gelblich getönten Hautfarbe.

„Hm“, dachte Bob, zu kleiden versteht das Mädel sich auch. Heute morgen das lebhafte grüne, seidene Hauskleid und jetzt diese Auto-Amazonentracht! Er hatte ein Auge für diese Dinge. Er hatte für wenig andere Dinge bisher Augen gehabt in seinem etwas leeren Dandy Leben. Wahrhaftig, diese Aufenseiterin der menschlichen Gesellschaft hatte mehr Schick im kleinen Finger als manche der großen Damen der Fünften Avenue in ihrem ganzen künstlich zurechtgestutzten Leibel.

„Fabelhaft angezogen“, bemerkte er versunken zu Bill, der, als ahne er eine neue Falle, die Gefangene durch die Scheiben des Ladens wachsam im Auge hielt. Bei dieser unverschämten Person konnte man niemals wissen —

„Fabelhaft angezogen“ wiederholte Bob.

„Sie hat ja auch einen ganz einträglichen Beruf“, bedeutete Bill sarkastisch.

Jetzt kam sie heraus. Das Kind trotzte glücklich mit einer großen Tüte Bonbons davon, die wenig kleiner war als das ganze Kerlchen. Auch sie hatte eine Schachtel mit Drops in der Hand, mit der sie auf Bobbi zutrat.

„Belieben?“ fragte sie mit natürlichen Charmen, der ihn restlos gefangen nahm, und hielt ihm die Schachtel hin. „Ich finde, solche rasche Fahrt fört die Kehle aus, nicht?“

Unter dem Banne dieser Augen griff er zu. Bill blickte arg missbilligend drein und lehnte grob ab, als sie auch ihm die Erfrischung anbot.

„Der hat Angst“, lachte sie unberührt. „Der hilft das für Beamtenbestechung oder für einen Giftmordversuch. Sie sind übrigens glänzend gefahren. Mein Kompliment.“ (Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Las nie den letzten Ruf verhallen,
Der dich zum Streben noch will mahnen,
Das deiner Hoffnung stolze Fabnen
Nicht müde aus den Händen fallen.

Dein Denken mußt du vorwärts senden,
Darsßt nicht mit Schmerzen rückwärts schauen,
Auf frohe Zukunft sollst du bauen,
Sie wird noch manche Freude spenden.

Und von des Lebens Dunkelheiten,
Las niemals dich zu sehr beschweren, —
Greif' mutig in des Schichals Speichen;
Dem Leben kannst du noch bereiten
Manch bobes Werk, das dich wird ehren,
Und glücklich leuchten schöne Zeichen.

Franz Engels.

Der stille Teilhaber.

Von Karl Ettinger (München).

„Wollen Sie doch nicht lieber einen Beiseiter nehmen?“ hatte der Kassierer den Bankboten gefragt. „Sie müssen durch den Eichwald, und 30 000 Mark sind immerhin ein Sämmchen!“

„Aber, Herr Bischofberger!“ hatte der Bankbote gelacht. „Da habe ich schon ganz andere Beträge nach auswärts gebracht! Und außerdem steht mir's nicht auf der Nasenspitze angekriegt, daß ich 30 000 Mark bei mir habe. Und alle Fälle habe ich meinen Revolver dabei!“

„Also gut, dann gehen Sie! Und vergessen Sie nicht sich doppelte Quittung geben zu lassen!“

Als der Bankbote in der Mitte des Waldes angelangt war, sagte er sich: „Jest oder nöt! Ich bin lange genug der Laufbursche dieser Bank gewesen, jetzt werde ich mal der stiller Teilhaber sein! . . . 30 000 . . . der Kassierer hat recht: ein nettes Sämmchen! . . . Man kann ja nicht davon privatizieren, aber immerhin, man hat etwas für seine alten Tage.“

Er setzte sich auf einen Baumstumpf, zog die Jacke aus und begann, mit seinem Taschenmesser das Rockfutter aufzutrennen.

„Dreißigtausend . . . nun ja, fünfzigtausend wären mehr, aber man muß nicht gleich zu hoch hinaus. Noch drei vier Jahre werde ich ihnen den Kuli machen, dann ein kleines Häuschen irgendwo, weit weg . . . und kein Mensch wird mehr daran denken, daß der Bankbote Gibbler eines Tages während einer Besorgung von dem „großen

Räuber Unbekannt" überfallen, ausgeplündert und gehebelt wurde."

Er schmunzelte vor sich hin. Dummes Zeug, was die Leute immer von dem bösen Gewissen reden; es gibt gar nichts Einfacheres als Klauen. Gar nichts heißt einen dabei. "Schlau und gerissen, das beste Ruhelassen."

Berghüt entnahm er seiner Brusttasche die dreißig Tausendmarkscheine, bettete sie in sein Rockfutter, holte Nähzeug hervor, das Futter wieder kunstgerecht zu verschließen. O, er hatte alles gut vorbereitet!

So — das Futter wäre geheilt! Auf den Gedanken, daß das vermisste Geld in dem Rockfutter des "Überfallenen" eingenäht sein könne, würde selbst Sherlock Holmes in eigener Person nicht kommen! Und überhaupt, wer würde ihn, das alte Bankkrototum, verdächtigen. Er hörte schon den Herrn Bischoberger deflamieren: "Unter alter treuer Gibbler? Ausgeschlossen! Für den lege ich die Hand ins Feuer!" Ein heuchele erften Ranges, der Bischoberger! Na, ja, sonst hätte er's auch nicht so weit gebracht!

Jetzt galt es noch, den Überfall vorzutäuschen.

Gibbler holte aus seiner Hosentasche einen Strick und versuchte, sich zu fesseln. Erst mal den Strick um die rechte Hand, dann um den Leib, dann einen Knoten — nein, so geht's nicht! Also dann zuerst um den Bauch, dann unter den Achseln durch, dann — hol's der Teufel, so geht's auch nicht! Gibbler betrachtete den Strick, krachte sich hinter den Ohren, wischte den Schweiß von der Stirn, versuchte es von neuem: zuerst um die linke Hand, dann zwischen den Beinen durch, dann über den Rücken — so geht's erst recht nicht!

Bestie von einem Strick! Bin ich verwachsen, daß ich mich nicht mal fesseln kann? Aber nicht nervös werden! Rubig Blut! Alles will gelernt sein! Also erst um beide Handgelenke, dann um den Baum rum. — Donnerwetter, wie bring' ich jetzt einen Knoten fertig?

Hat man je schon so was gehört? Bin ich eine Missgeburt? Sind meine Arme zu kurz oder meine Beine zu lang? Also noch mal von vorne! Offenbar muß man mit der linken Hand anfangen! Dann über die Brust, dann — man scheint doch mit der rechten anfangen zu müssen!

Er nahm die unmöglichsten Stellungen ein, führte einen Bauchans auf, um den ihn jede Filmstation hätte beneiden können — es ging nicht!

"Himmeldonnebewetter!" fluchte Gibbler, „dieses Knotenende wünscht mir aus wie ein Eidechenschwanz! Es ist zum Verzweifeln! Also erst das eine Ende zwischen die Zähne nehmen, dann um den Baum rum, dann —“

Ein helles Lachen ließ Gibbler zusammenfahren. Er schrak sah er sich um. Aus dem Gebüsch kam ein junger, eleganter Herr, dem die Lachtränen über die Wangen liefen.

„Was machen Sie denn da?“ fragte er belustigt. „Privatschule für Schlangenmenschen?“

Gibbler war totenblau geworden. Ich bin verloren, war sein erster Gedanke. Und sein zweiter: Jetzt hilft nur Unverzorenenheit.

„Ich fessele mich!“ sagte er so rubig, als es ihm möglich war.

Diesen Eindruck hatte ich auch. Erst dachte ich, Sie wollen sich aufhängen, und wollte mich schon diskret entfernen. Aber als ich Sie dann den Strick um den Bauch, statt um den Hals winden sah, sagte ich mir: Entweder hat er eine falsche Auffassung von Harakiri oder er hat ganz was anderes vor. Darf man fragen, warum Sie sich fesseln wollen?“

„Gott sei Dank, er weiß von nichts!“ atmete Gibbler auf. Er nahm eine Leichenbittermiene an, sah treuherzig in dem fremden Jüngling auf und flüsterte: „Kann ich zu Ihnen Vertrauen haben? Gut, Sie sollen alles wissen! Mir ist etwas Schreckliches passiert: ich habe einen Scheit über hunderttausend Mark verloren — ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt — die Bank wird mich vor die Tür setzen — ich bin Familienvater — was soll ich tun?“ Er vergoss einige Krokdilstränen, dümpfte seine Stimme noch mehr und raunte geheimnisvoll: „Ich muß einen Überfall vorläuschen! Sollte sich der verlorene Scheit wirklich finden, so kann ihn ja der Räuber weggeworfen haben! Und so verzichet ich mich zu fesseln. Aber es geht nicht. Es ist, um aus der Haut zu fahren, ich glaube, ich habe mir schon eine Darmverschlingung dabei zugezogen, — es geht einfach nicht. Er schwieg lauernd. Sein, sein, der junge Mann stieg auf den Leim, glaubte jedes Wort, der Idiot, schien so verblüfft, daß er beinahe mitschluchte.

Gibbler beschloß, seiner Freiheit die Krone aufzusetzen. Demütig trat er näher und flehte: „Ich weiß nicht, ob Sie in die Lage eines Familienvaters versetzen können — aber wenn Sie's können, dann lassen Sie mich jetzt nicht im Stich, — haben Sie Mitleid — fesseln Sie mich!“

„Sie . . .“ stotterte der Herr verblüfft. „Was steht denn mich . . .“

„Was macht es Ihnen aus?“ drängte Gibbler. „Kein

Mensch erfährt es . . . mein Ehrenwort! Rettet Sie meine Existenz . . . hier, nehmen Sie den Strick . . . hier sind meine Hände, vielleicht haben auch Sie unmündige Kinder.“

Der junge Herr nahm widerstreitend den Strick, band Gibbler an einen Baum. „Autsch!“ stöhnte Gibbler. „Sie tun mir ja weh!“

„Entschuldigen Sie!“ erröte der junge Mann, aber ich habe in solchen Sachen keine Übung. Wünschen Sie auch einen Knebel?“

„Wenn ich bitten dürfte!“ nickte Gibbler. Und hatte im Nu einen Knebel im Mund.

Der junge Mann sündete sich eine Zigarette an, kreuzte gemütlich die Arme und sagte: „Best können Sie mich wenigstens nicht unterbrechen; ich habe Ihnen nämlich noch etwas zu sagen. Sie gestatten doch, daß ich Ihnen ein bisschen das Rockfutter austrenne? Danke verbindlich! Dreißigtausend? So viel hatte ich auch beim Zusehen ungefähr geschüttet. — Habt ich mich Ihnen eigentlich schon vorgestellt?“ Der junge Herr zog mit vollendetem Grandezza den Hut, verbeugte sich: „Ihr stiller Teilhaber!“ — Wollten Sie etwas bemerken? Ach so, Sie können ja nicht! Und überhaupt, mit vollem Munde spricht man nicht! — Hielten Sie es für ratsam, Ihnen zum Abschied mit dem Kolben Ihres Revolvers eines über den Kopf zu geben? Nein, ich halte es nicht für nötig, ich bin immer für gute Formen! Ich fürchte, es wird ein bisschen kühn werden, heute Nacht, hoffentlich haben Sie warmes Unterzeug an. Aber ich will nicht länger stören, Sie haben sicher das Bedürfnis, ein wenig allein zu sein! Auf Wiedersehen! Grüßen Sie mir unbekannterweise Ihren Herrn Chef!“

Der junge Herr zündete sich eine zweite Zigarette an, nickte Gibbler freundlich zu. In der Ferne drehte er sich nochmals um und winkte.

Es war wirklich ein gut ersogener, vornehmer Mensch.

Am nächsten Tage fand man den Bankboten. Herr Bischoberger legte seine Hand für ihn ins Feuer, aber es nützte nichts, die Kriminalpolizei interessierte sich zu lebhaft für das aufgetrennte Rockfutter, und Gibbler legte ein Geständnis ab. Bloß, wo er das Geld vergraben hatte, wollte er nicht sagen. Das wirkte sehr strafverschärfend.

Für die dreißigtausend Mark wurde tatsächlich ein Häuschen gekauft, weit weg, aber nicht Gibbler wohnt darin, sondern ein vornehmer junger Herr. Er ist wegen seiner Gesäßigkeit in der ganzen Nachbarschaft beliebt. Manchmal verreist er. Gibbler hingegen wohnt mietfrei. Noch zwei Jahre. Falls inzwischen keine Amnestie kommt.

Frauen-Zeitung

Hochzeits-Zaungäste. Warum gibt es so viele Frauen, die nichts lieber lieben, als eine Hochzeit? Warum sammelt sich immer eine Menge höchst teilnahmvoller Zuschauerinnen, wenn die Wagenreihe mit den galonierten Dienern vor einer Kirche hält? Diese Frage, die sich schon mancher Mann vorgelegt hat, sucht ein Psychologe zu beantworten und führt drei Gründe an, warum die Zahl der „Hochzeits-Zaungäste“ fast immer weiblichen Geschlechtes ist. Zunächst einmal wollen sie die Braut sehen und ihre Toilette; dann erregen auch die Gäste ihre Anteilnahme, die Zahl der Brautjungfern, das Aussehen des Bräutigams usw. Aber das Wichtigste ist der dritte Grund, ist ein romantisches Gefühl, das tief im Unbewußten schlummert. „Ich habe oft versucht, herauszubekommen“, schreibt der Verfasser, „ob mehr verheiratete oder unverheiratete Frauen bei Hochzeiten zusehen. Aber es gibt da keinen Unterschied: beide kommen auf ihre Rechnung. Die Verheiratete sieht in der lächelnden und aufgeregten Braut ihr eigenes Bild und versenkt sich in dieses größte Ereignis ihres Lebens vor dielen vielen Jahren. . . . Das junge Mädchen aber schaut im Anblick der Braut in die Zukunft, träumt sich selbst an ihre Stelle, lichtet dem Bräutigam zu, wie wenn es ihr eigener wäre, und findet ein Stückchen Märchenland in der rauhen Wirklichkeit. So ist es die ewige Liebe zur Romanistik, die auch in der modernsten Frau noch lebt, die den vorbereitenden Damen unwiderstehlich hält gebietet, wenn sie einen Hochzeitszug sehen. Es ist ein Stück Poetie mitten im Alltag. Und aus diesem Grunde müssen manche Frauen bei allen Hochzeiten dabei sein, ziehen dieses Schauspiel jeder anderen Vergnügung vor und sind „Stammgäste“ bei den Trauungen. Die Braut aber möchte auch diese „Zaungäste“ nicht missen, denn diese so neugierig auf sie gerichteten Blicke scheinen sie einen Augenblick in den Mittelpunkt der Öffentlichkeit zu rücken; sie empfindet einen Abglanz des Ruhmes, kommt sich vor wie eine Filmdiva und denkt noch lange, lange an diese Blicke zurück . . .“

Das Reich der Technik

Schiffbautechnische Rundschau.

Motorschiff von 31 000 Br. R.-T. — **Der eiserne Steuermann.** — **Schwimmflöße für Seeschiffe.** — **Amerikanische Tauchkreuzer.** — **Geschütze mit 32 Kilometer Reichweite.**

Als vor etwa 13 Jahren die auf der Welt von Burmeister und Wain erbauten ersten Motorschiffe in den deutschen Häfen erschienen, da ahnte wohl niemand, daß die Ausbreitung des neuen Antriebs in der inzwischen vergangenen, verhältnismäßig kurzen Frist einen solchen Umsang annehmen würde, wie es aus dem letzten Bericht von Lloyds Register hervorgeht. Ungefähr die Hälfte aller zurzeit in Bau befindliche Schiffstonnage wird mit Motorantrieb ausgerüstet. In Italien wurde kürzlich ein Fahrgastschiff in Angriff genommen, das mit 31 000 Br. R.-T. das größte Motorschiff der Welt sein wird. Dieses Schiff erhält vier Schrauben, die einzeln von je einem doppeltwirkenden Zweitakt-Dieselmotor angetrieben werden. Jeder Motor entfaltet bei 120 Umdr./min. 6250 PS und vorübergehend bei 125 Umdr./min. eine Höchstleistung von 7000 PS. Die Maximallistung aller vier Hauptmaschinen beträgt also 28 000 effektive Pferdestärken. Die Hilfsmaschinen zum Antrieb der Pumpen, zur Erzeugung des elektrischen Stromes usw. setzen sich aus 3 Dieselmotoren von je 900 PS und 5 Dieselmotoren von je 425 PS zusammen. Besonders interessant ist es für uns, daß die Dieselmotoren dieses Schiffes nach den Patenten der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg und gemeinsam mit dieser Firma von einer italienischen Fabrik gebaut werden.

Die überall zu beobachtenden Bestrebungen der neuzeitlichen Technik, die unszureichende und mühselige Handarbeit des Menschen immer mehr durch die viel vollkommener und billiger arbeitende Maschine zu ersetzen, sind natürlich auch im Schiffbau voll und ganz zur Anwendung gekommen. Zwischen dem vor hundert Jahren gebrauchlichen Segelschiff und einem modernen Ozeandampfer sind die Unterschiede genau so groß wie zwischen dem Einbaum wilder Völkerstämme und dem besagten Segelschiff. Wohl hat der Rumof des heutigen Dampf- oder Motorschiffes noch das äußere Ansehen des Segelschiffes, doch im Innern birgt er eine Anhäufung von Maschinen und Apparaten, deren Ausbildung an eine technische Mustermesse gemacht. Zu den früheren Seeleuten gesellte sich das technische Personal, die Ingenieure, Maschinisten, Heizer und Trimmer. Zuerst, bei den Dampfern mit Kolbenmaschinen und Kohlenheizung, häufigstig anwachsend, jetzt aber, dank der Ölheizung und der Dampfturbinen, wieder zusammennehmend, und beim Motorschiff noch geringer werdend. Die Mechanisierung der seemannischen Tätigkeit hat sogar vor der Kommandobrücke nicht Halt gemacht. Das Bild des Steuerrades, dessen Sveichen bei hoher See mehrere Seebären nur mit Mühe und Not zu drehen vermochten, gehört der Vergangenheit an. Die Rudermaschine hat auch diese Arbeit erleichtert. Aber auch der Steuermann, der, den Kompass immer im Auge, das Rad dauernd betätigte, gehörte auf den neuesten Ozeandampfern nicht mehr zum eisernen Bestand. An seine Stelle trat der eiserne Steuermann, die automatische Ruderaussteuerung. Der Kreisellkompass auf der Kommandobrücke wurde durch ein Relais mit einem Elektrometer verbunden. Jede Abweichung vom Kurs setzt den Motor in Gang, der das Steuerrad dreht. Dieses setzt die Rudermaschine in Tätigkeit und der Kurs wird wieder hergestellt. Der Mann am Steuer wird also vollkommen erspart. Da die Wiederherstellung des verlorenen Kurses durch die Bremswirkung, die das herumgelegte Ruder verursacht, Energieverluste zur Folge hat, so bedeutet die automatische Steuerung, die den Kurs stetig innehält, außerdem noch eine Ersparung an Brennstoffen.

Nach den kürzlich herausgegebenen neuen Vorschriften des britischen Handelsamtes über Rettungsgeräte dürfen seegehende Schiffe künftig in weitgehendem Maße auch Schwimmflöße an Stelle der bisherigen Rettungsboote mitführen. Die Schwimmflöße sollen den Vortrag haben, sich besser an Deck verstauen und leichter ins Wasser bringen zu lassen. Es gibt bereits verschiedene Konstruktionen derartiger Flöße, darunter eines als Simplex-Flöß bezeichnetes Fahrzeug, dessen Größe $2 \times 1,35 \times 0,25$ Meter umfaßt und eine Tragkraft für 22 Personen besitzt. Bei Versuchen wurden derartige Flöße aus 20 Meter Höhe ins Wasser geworfen, ohne daß sie hierbei Schaden nahmen. An der Unterseite der Flöße sind in der Längs- und Querrichtung Kielleisten angebracht, die das Bewegen der Flöße über die Decks erleichtern und beim Auf-

einanderstapeln über die Fläche des darunterliegenden Flokes greifen. Sie liegen damit unverrückbar fest. Jedes Flöß besteht aus einer Tragschale mit darunter angeordneten Metallschwimmern. Rings um das Flöß ist eine Leine befestigt, an denen sich die im Wasser treibenden Personen festhalten können.

Von den im Jahre 1916 vom nordamerikanischen Kongreß bewilligten neun großen Tauchbooten ist das erste Ende 1924 fertiggestellt worden. Mit 2164 Tonnen Wasserverdrängung an der Oberfläche und 104 Meter Länge gleicht dieses U-Boot schon mehr einem kleinen Kreuzer. Sechs 21zöllige (533 Millimeter) Torpedoausstoßrohre, ein 50zölliges (12,7 Zentimeter) und zwei kleinere Schnellfeuergeschütze bilden die Armentierung. Vier Dieselmotoren mit insgesamt 6500 PS verleihen dem Tauchkreuzer eine Geschwindigkeit von 21 Seemeilen. Er vermag also einer Hochseeflotte zu folgen, ohne daß diese seinem halben Geschwindigkeit vermindern braucht. Auch der Brennstoffvorrat befähigt ihn, der Flotte auf großen Fahrten zu folgen. Beamt ist der Tauchkreuzer mit 7 Offizieren und 80 Mann, von denen jeder sein Bett und einen Schrank hat. Die Wohnräume sind alle heizbar, die Speisen werden elektrisch gekocht, die Vorräte in einer Kühlkammer konserviert. Ein Ruderboot und ein Motorboot von je 8 Meter Länge werden an Bord mitgeführt. Gesteuert wird der Tauchkreuzer elektrisch-hydraulisch, also genau so wie ein großes Schiff. — Daß es bei dieser Größe der Tauchboote kein Bewegen haben wird, ist kaum anzunehmen. Hat doch bereits ein Fachmann die Möglichkeit eines Tauchschiffes von 30 000 Tonnen durch Berechnungen nachgewiesen. Damit wäre man freilich bei der Größe des Schlachtkreuzers angelangt. Das Resultat wäre die unsichtbare Hochseeflotte, die dem Gegner nach Belieben den Kampf anbietet oder sich ihm durch Tauchen entzieht. Heute erscheint dies noch als eine Utopie. In einigen Jahrzehnten kann die tauchende Schlachtflotte Wirklichkeit geworden sein. Wenn nicht die Luftwaffe einen rücksichtigen Strich durch diese Rechnung macht.

Bei der Slagerraktschlacht wurde bekanntlich das Feuer seitens der Engländer begonnen, die die weittragenderen Geschütze besaßen. Die feindlichen Flotten lagen sich auf Entfernung gegenüber, die dem Beobachter die Schlachtfelder wie Streichholzstangen am Horizont erscheinen ließen. Angesichts dieser Tatsache fragt man sich nun, auf welche Ziele der Amerikaner in einer Zukunftsschlacht das Feuer beginnen will, wenn er jetzt seinen Geschützen eine Reichweite von 32 Kilometer geben will. Ein direktes Beobachten, auch vom Geschichtsmaß der Schlachtfelder aus, hört dabei natürlich auf. Man müßte also die Artilleriebeobachtung durch Flugzeuge bewerkstelligen lassen, was bei dem heutigen Stande der Radiotechnik keine Schwierigkeiten bereitet. Aus diesen Erwägungen heraus dürfte sich das amerikanische Marineministerium entschlossen haben, den Anregungen der Front zu folgen und die Anweisung zum Umbau der Geschütztürme von 13 Panzerkreuzern und Schlachtfeldern zu geben. Zwei amerikanische Linienschiffe weisen bereits zwölf 35,6-Zentimeter-Geschütze in vier Dreilingstürmen auf, die 32 Kilometer Reichweite haben. Drei weitere Schiffe haben acht 40,6-Zentimeter-Geschütze in vier Doppelstürmen, deren Reichweite 31,5 Kilometer beträgt. Die Engländer haben erst ein Kriegsschiff, den Panzerkreuzer „Hood“, dessen acht 38,1-Zentimeter-Geschütze 30,2 Kilometer weit tragen. Da dem Anwachsen der Schiffsgroße durch das Washingtoner Abkommen die obere Grenze von 35 000 Tonnen gestellt wurde, so zerbrechen sich die Fachleute den Kopf darüber, wie innerhalb der gezoogenen Grenzen das Mögliche an Kampfwert aus den Kriegsschiffen herauszuholen ist. Und dies im Zeichen der verheissen allgemeinen Abrüstung.

Technische Neuigkeiten.

Die erste Untergrundbahn in Moskau. Durch Oberingenieur W. Lewis der Siemens-Bauunion wurde der Moskauer Regierungsabteilung für Kommunalwirtschaft vor kurzem das Projekt der ersten Moskauer Untergrundbahlinie überreicht, das im Auftrage der genannten Behörde ausgearbeitet wurde. Die 4,7 Kilometer lange Strecke wird das Stadtzentrum mit den drei wichtigsten Bahnhöfen des Inlandsverkehrs verbinden. Die voraussichtliche Bauzeit wird drei Jahre in Anspruch nehmen und die Kosten wurden auf 24—26 Millionen Rubel veranschlagt.